

Reinhard Slenczka, Rīga

Gegenwart und Handeln Gottes in Wort und Sakrament

0. Einleitende Bemerkungen

Wenn sich eine Expertentagung mit dem Thema „*Gottesdienst als Heilsereignis*“ beschäftigt, dann dürfte das in der Regel von aktuellen Problemen ausgelöst sein. Denn was könnte denn Gottesdienst sein, wenn er nicht Heilsereignis ist? Dafür gibt es gewiß viele Möglichkeiten, wenn z. B. der Gottesdienst verstanden und vollzogen wird als anschauliche Darstellung von Texten und Vorgängen; die entsprechende Bezeichnung dafür ist „*Theater*“ oder „*show*“. Oder der Gottesdienst wird verstanden und vollzogen als Gemeinschaftserlebnis, an dem möglichst viele aktiv beteiligt sind, um nicht nur in einer Zuschauerrolle zu verharren, also „*happening*“. Schließlich könnte, auch wenn damit die Fülle der Möglichkeiten noch keineswegs erschöpft ist, Gottesdienst verstanden und vollzogen werden mit dem Ziel, bestimmte Inhalte an die Öffentlichkeit zu bringen, bezeichnet mit dem vieldeutigen Wort „*communication*“. Das alles wird nicht erst durch Großveranstaltungen und durch die Übertragung in Massenmedien ausgelöst, sondern das kann in jedem Gottesdienst geschehen, wenn er in der Absicht vorbereitet und durchgeführt wird, Aufmerksamkeit zu erregen und Teilnehmer zu gewinnen. Und wer wäre als Pfarrer nicht von diesem Ziel angefochten oder völlig beherrscht?

„*Gottesdienst als Heilsereignis*“ aber geht doch wohl mit Entschiedenheit davon aus, daß Gott selbst hier gegenwärtig ist, und daß das durch den Sohn Gottes, unseren Herrn Jesus Christus erworbene Heil zugesprochen und zugeeignet wird in der Kraft und als Gabe des Heiligen Geistes. Heil aber durch das Versöhnungswerk Jesu Christi besteht immer darin, daß Menschen, die unter der Herrschaft von Sünde, Teufel und Tod stehen, durch Umkehr und Vergebung erneuert und durch den Tod als der Sünde Sold die Gnadengabe des ewigen Lebens in der seligen Schau der Herrlichkeit Gottes von Angesicht zu Angesicht empfangen (vgl. Röm 6,23).

Durch die verschiedenen Programme und Methoden historischer Hermeneutik sind wir gewöhnt, nach der Umsetzung der Heilsv Verkündigung im Wandel der Zeiten, der Verstehensvoraussetzungen und der gesellschaftlichen Verhältnisse zu fragen. Die Lösung des „hermeneutischen Problems“ gilt seit Jahrzehnten als die ungelöste Voraussetzung für den Auftrag der Verkündigung. Kaum eine Kirche ist davon verschont geblieben, und es ist menschlich nur zu verständlich, daß uns die Vermittlung einer offenbar wachsenden Kluft zwischen Kirche und Gesellschaft geradezu zwingt, darauf unsere ganze Aufmerksamkeit und Kraft zu richten.

Wo aber bleibt dann das Vertrauen auf die Gabe und Gegenwart des Heiligen Geistes, der vom Herrn bei seinem Abschied seiner Gemeinde verheißen ist: „*Wenn aber der Tröster kommen wird, den ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugnis geben von mir.*“ (Joh 15,26) „*Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht aus sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.*“ (Joh 16,13)

Daß der dreieinige Gott das Subjekt des Gottesdienstes ist, begründet den Gottesdienst als Heilsereignis. Zugleich ist damit unsere Situation als „*Sklaven Christi*“ bestimmt, die Eigentum, ja Gefangene ihres Herrn sind (vgl. 2 Kor 2). Als solche stehen wir als „*Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: laßt euch versöhnen mit Gott!*“ (2 Kor 5,20). Und so heißt es auch: „*Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, daß er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesu willen.*“ (2 Kor 4,5).

Was als Heilsereignis durch diesen Dienst geschieht, ist nicht das Gewinnen von Verständnis, Zustimmung und Sympathie, sondern Neuschöpfung (vgl. 2 Kor 4,6; 5,17). Das ist die Begründung und zugleich auch die Begrenzung der apostolischen Autorität unseres Amtes, „*ministerium*“, also Dienst.

In diesem mit kurzen Hinweisen abgesteckten Rahmen des Themas möchte ich nun drei Anregungen für das Gespräch geben. Die drei Punkte betreffen jeweils dogmatische Entscheidungen im eigentlichen Sinne. Dies bedeutet: Es geht nicht einfach um Möglichkeiten von Verstehen und Verständigung, sondern um Dogmen und Dogmengegensätze. Dogmen aber im rechten Verständnis sind Bewußtseinsbindungen und Urteilsgrundlagen, die ihren Sitz im Leben nicht erst in lehramtlichen Entscheidungen haben, sondern im Bewußtsein oder auch im Unbewußten von jedem Menschen. Was dabei rational oft schwer faßbar ist, manifestiert sich um so stärker in Reaktionen und Emotionen.¹

1. Herrenwort oder Gemeindegebet?²

Seit langem ist es eine aus der traditionsgeschichtlichen Betrachtungsweise erwachsene und unreflektiert verbreitete Auffassung, daß die Einsetzungsworte für das Abendmahl, für die Taufe sowie für das Schlüsselamt nicht Herrenworte, sondern spätere und sekundäre Gemeindebildung sind. Diese Auffassung wird inzwischen in dogmatischen Lehrbüchern vertreten³, und sie hat sich ebenfalls seit langem in liturgischen Ordnungen und in der gottesdienstlichen Praxis niedergeschlagen.

Meist völlig unbewußt und unbeachtet sind auf diese Weise dogmatische Konsequenzen aus problematischen historischen Beobachtungen gezogen worden. Dies bedeutet vor allem, daß die Unterscheidung von redendem und handelndem Herrn auf der einen Seite und Glaubensgehorsam der Gemeinde auf der anderen Seite nicht mehr möglich ist, so wie das mit der klassischen Unterscheidungsformel von „*necessitas*“ und „*solemnitas sacramenti*“ eingepreßt worden ist.

Durch die „Konvergenzerklärungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen zu Taufe, Eucharistie und Amt“ von 1982 ist diese

¹ Vgl. dazu ausführlich: R. SLENCZKA, Kirchliche Entscheidung in theologischer Verantwortung. Grundlagen – Kriterien – Grenzen. Göttingen 1991, 63–117.272–280.

² Hierzu vgl. H.-Chr. SERAPHIM, Meßopfer und Eucharistie. Weg und Irrweg der Überlieferung. Dazu meine Stellungnahme: Herrenwort oder Gemeindegebet? Eine zur Klärung von dringenden Fragen notwendige Kontroverse. Beides in: KuD 44 (1998) Heft 4.

³ Vgl. U. KÜHN, Sakramente. Gütersloh 1985, 309f (= HST 11), wo es heißt: „Die historisch-kritische Betrachtung des Neuen Testaments läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß sowohl der ausdrückliche sog. Taufbefehl wie auch der ausdrückliche Wiederholungsauftrag beim Abendmahl nachträgliche Formulierungen der frühen Christenheit darstellen. Es muß deshalb neu darüber nachgedacht werden, ob und wenn ja, in welchem Sinne dennoch von einer Stiftung durch Christus gesprochen werden kann [. . .].“

Auffassung auf breiter Basis und auch unter aktiver Beteiligung römisch-katholischer Theologen gleichsam autorisiert worden.

Die Lima-Liturgie ist ein Beispiel für die liturgischen Konsequenzen, die gezogen werden. Zum einen findet sich hier eine Wandlungsepiklese mit der Bitte um die Herabsendung des „lebensspendenden Geistes“, „daß dieses Brot und dieser Wein für uns zum Leib und Blut Christi werden.“ Zum anderen werden die Einsetzungsworte als „narrative Prädikation“ (so Frieder Schulz) in ein Gebet eingefügt. Sie erscheinen nicht mehr als Verkündigung, sondern in anamnetisch/erinnernder Funktion. Damit ist hier zunächst ein Sachverhalt beschrieben, der unübersehbar und unbestreitbar ist. Doch theologisch und in der Verantwortung für die Gemeinde können wir uns nicht auf die „*quaestio facti*“ beschränken, sondern wir haben es mit der „*quaestio juris*“ zu tun.

Ich halte diese dogmatische Folgerung aus zufälligen, wandelbaren und nicht zuletzt fragwürdigen historischen Urteilen für falsch. Ich sehe darin den Grund für einen verbreiteten Zerfall der Sakramentsverwaltung sowohl beim Herrenmahl wie bei der Taufe, wenn sie in Gemeinschaftsereignis, „happening“ u. ä. entgleitet. Wir haben es dann nicht mehr mit dem Heilsereignis zu tun, sondern mit der Selbstdarstellung der Gemeinde.

2. Das Wort Gottes

Daß Gott seinem Volk im Wort begegnet und nicht im Bild oder in der Erscheinung von Geschaffenem, ist das unterscheidende Merkmal der Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk und der Begegnung mit ihm. Das Bilderverbot und seine biblische Erklärung in Dtn 4 hat dafür eine grundlegende Bedeutung. Daß Jesus Christus der fleischgewordene Logos ist, bleibt gerade in der Vielfalt der Unerschöpflichkeit der Bedeutungen dieses Wortes zu bedenken. Das ist an dieser Stelle nicht weiter zu verfolgen, wohl aber ist zu bedenken, daß jede Verkündigung darin begründet und dadurch begrenzt ist, daß Jesus Christus als das Wort Gottes im Wort Gottes selbst gegenwärtig ist, spricht und handelt: „*Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat*“ (Lk 10,16; vgl. Mt 10,40; Joh 5,23). Eine metaphysische Unterscheidung von Gottes Wort und Menschenwort oder von Gottes Wort im Menschenwort löst unvermeidlich diese redende und handelnde Gegenwart des Herrn in seinem Wort auf. Eine Kluft wird aufgerissen, die dann zwangsläufig mit anderen Mitteln, aber auch mit anderen Inhalten wieder gefüllt werden muß.

Für den Gottesdienst als Heilsereignis möchte ich an dieser Stelle die Aufmerksamkeit auf das Schlüsselamt lenken, d. h. auf die vom Herrn seinen Jüngern mit der Gabe des Geistes übertragene Vollmacht: „*Nehmt hin den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden erlaßt, denen sind sie erlassen; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten*“ (Joh 20, 22; Mt 16,18; 18,18). Was unter diesem Auftrag und unter dieser Vollmacht, zu binden und zu lösen, in dieser Zeit geschieht, hat seine Wirkung im Gericht vor Gott in Ewigkeit. Daß Gott allein Sünden vergeben kann, ist das Wunderbare an dieser uns geschenkten Gabe (Mk 2,5ff).

Unter der Perspektive historischer und gesellschaftlicher Vermittlung verlieren wir leicht die Einsicht in dieses Wunder. Doch Heilsereignis ist genau auf dieses Geschehen in der Zeit für die Ewigkeit bezogen und darin begründet.

Mit der Verwaltung von Beichte und Buße ist es bei uns oft schlecht bestellt. Die Psychoanalyse hat weitgehend die Anleitung zur Sündenerkenntnis nach dem Gebot Gottes, die Prüfung der Aufrichtigkeit der Reue und mithin auch den befreienden Zuspruch der Verge-

bung im Namen Jesu Christi verdrängt. Surrogate mit Beratung und Therapie sind aus naheliegenden Gründen in Kirche und Gesellschaft auf die leeren Plätze eingedrungen. Die Veranstaltungsprogramme kirchlicher Akademien und Bildungsstätten zeigen – übrigens auch in diesem Haus! –, was dann angeboten und gesucht wird. Das ist kein Wunder, denn der Mensch muß ja nun einmal sowohl mit der Anklage des Gewissens wie auch mit den zeitlichen Folgen des göttlichen Zorns (vgl. Röm 1,18ff; 2,14ff) fertig werden. Es kommt dann unausweichlich auch dazu, daß an die Stelle der Rechtfertigung des Sünders durch Umkehr und Vergebung eine Rechtfertigung der Sünde tritt mit der in kirchlichen Erklärungen unserer Zeit immer wieder begegnenden Behauptung, daß die biblischen Gebote und Weisungen aus einer anderen Zeit stammen und heute nach den Erkenntnissen unserer Zeit anders zu verstehen seien. Auf welche Weise sich die Maßstäbe für Gottes Gericht und Gnade ändern sollen, wird weder bedacht noch beantwortet.

Der ganze Gottesdienst aber steht und fällt damit, daß Gott in seinem Wort gegenwärtig ist, daß wir nach seinem Wort ihn preisen, anbeten und daß auf diese Weise der Glaubensgehorsam erweckt und gestärkt wird. Es sind ausgerechnet Restbestände liturgischer Ordnung, in denen dieser Sachverhalt, oft in seiner Bedeutung vergessen, noch erkennbar ist. Das betrifft die Akklamationen bei den gottesdienstlichen Lesungen, wenn sie schließen mit der Wendung „*Wort des lebendigen Gottes*“, oder wenn die Evangelienlesung umschlossen wird von dem Ruf: „Ehre sei dir, Herre“ – „Lob sei dir, o Christe“, oder wenn auf die Verlesung von Altem Testament und Episteln mit dem dreifachen Halleluja respondiert wird. Das zeigt, daß die Heilige Schrift eben nicht historischer Text unter der Bedingtheit geschichtlicher Veränderung ist, sondern Wort des dreieinigen Gottes, der dadurch gegenwärtig ist, spricht und handelt.

Wenn das nicht deutlich ist, verkommt die Verkündigung zur Werbung und der Gottesdienst zur Veranstaltung. Es ist ein folgenreicher Fehler, wenn die Heilige Schrift als Text der Vergangenheit verstanden und ausgelegt wird, um mühsam vergegenwärtigt zu werden. Die den Gottesdienst konstituierende Gegenwart und Wirkung Gottes in Buchstabe und Geist seines Wortes geht dann verloren, d. h. sie wird verdrängt und verleugnet.

3. *Nomen Dei est Deus ipse – Der Name Gottes ist Gott selbst*

Daß Name „Schall und Rauch“ sei, „umnebelnd Himmelsglut“ und daß die vielen Namen Gottes auch in den verschiedenen Religionen lediglich in der Brechung menschlicher Sprache und Erfahrungen Ausdruck für ein und dasselbe sind, ist eine verbreitete Auffassung auch unter Theologen (John Hick, *God has many names*). Die metaphysische Distinktion von Zeichen und Bezeichneten spielt auch hier eine entscheidende Rolle.

Christlicher Gottesdienst jedoch beginnt „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Das ist nicht, wie oft zu hören und zu lesen ist, eine Begrüßung, die dann auch durch andere Freundlichkeiten ersetzt werden kann, sondern das ist eine Proklamation, mit der anerkannt und erkennbar wird, wer das Subjekt für die Versammlung der Gemeinde unter Wort und Sakrament ist. Die Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes bestimmt das Wesen dieser christlichen Gemeinschaft, die als Leib Christi unter dem einen Haupt mit vielen Gliedern verbunden ist. An dieser oft für unscheinbar gehaltenen Stelle entscheidet sich wiederum, ob der Gottesdienst Heilsereignis durch die Gegenwart Gottes ist oder Veranstaltung, wenn es – und das ist mein inzwischen klassisch gewordenes Beispiel – lange Jahre in einem Universitätsgottesdienst hieß: „Ich begrüße Sie im Namen des Kapitels, das diesen Gottesdienst für Sie vorbereitet hat“. In Goethes Faust, und das sei

beiläufig zu dem Eingangszitat bemerkt, führt ja die Entleerung des Namens Gottes zu einer Gefühlsvergottung, deren Opfer das arme Gretchen wird.

Es sind schlichte, aber gerade deshalb leicht übersehene Sachverhalte aus der Offenbarung der Schrift, die uns deutlich machen können, wie der Name Gottes den Gottesdienst als Heilsereignis begründet. Ich verweise auf folgendes: Der Name Gottes wird von Gott selbst offenbart, und das gilt im Alten wie im Neuen Testament. Es handelt sich also nicht um „Übertragungen“ oder um die Formulierung von menschlichen Erfahrungen und Gefühlen, sondern Gott offenbart seinen Namen; damit eröffnet er die Möglichkeit, ihn anzureden und von ihm zu reden und zu erkennen, wer er ist und was er tut. Ex 3,14 ist ein Schlüsselereignis: „*Ich werde sein, der ich sein werde.*“ Nicht das Hilfszeitwort sein wird auf Gott übertragen, sondern Gott offenbart sich als der, der alles Sein ist und begründet. Entsprechend Offb 1,8: „*Ich bin das A und das O, spricht Gott der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige.*“ Nicht die Zeit bedingt die Offenbarung Gottes, sondern Gott offenbart sich als Herr der Zeit, so daß auch die menschliche Sprache mit der Substantivierung der dritten Person des Imperfekts vom Hilfszeitwort Sein gebrochen wird. Ebenso Hebr 13,8: „*Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.*“

Der aaronitische Segen von Num 6,24ff bewirkt in seiner trinitarischen Form am Schluß des Gottesdienstes: „*Denn ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen, daß ich sie segne.*“

Die Warnung vor dem Mißbrauch des Namens Gottes und die Bitte um die Heiligung des Namens Gottes haben für diesen Sachverhalt eine sehr wichtige Bedeutung. Denn die Gegenwart Gottes im Gottesdienst und in unserem Leben schwindet in dem Maße, wie wir uns nicht mehr Rechenschaft darüber abgeben, daß Gegenwart Gottes und Gemeinschaft mit ihm gerade durch seinen Namen, seine Anrufung und begründet wird. Selbst in der Fachliteratur begegnen dann die zeitbedingten und subjektiven „Gottesbilder“, die zu entwerfen oder darzustellen sind, um Gott für die jeweilige Zeit annehmbar und verständlich zu machen.

Ich will diesen Hinweis schließen mit einem Zitat aus Luthers kleinen Galaterkommentar von 1519. Daran zeigt sich eine Einsicht, die gesamtchristlich ist, aber die wohl weithin in der Christenheit unserer Zeit und in den meisten Kirchen und vor allem in der Theologie vergessen ist. Ich zitiere gleich in der Übersetzung:

„Die Anrufung des göttlichen Namens, wenn sie im Herzen und aus dem Herzen wahrhaft geschieht, zeigt, daß das Herz und der Name des Herrn eins sind und daß sie miteinander zusammenhängen. Daher ist es unmöglich, daß das Herz nicht teilhat an jenen Kräften, über die der Name Gottes verfügt. Es hängen aber zusammen das Herz und der Name des Herrn durch den Glauben. Der Glaube aber geschieht durch das Wort Christi, durch das der Name des Herrn verkündigt wird, wie es heißt: ‘Ich will meinen Brüdern deinen Namen verkündigen’ (Ps 22,23) und wiederum: ‘daß sie verkündigen in Zion den Namen des Herrn’ (Ps 102,22). Wie also der Name des Herrn rein, heilig, gerecht, wahrhaftig, gut etc. ist, so macht er das Herz, wenn er es berührt und wenn er durch das Herz berührt wird (was durch den Glauben geschieht) sich gleich. So geschieht es, daß den im Namen des Herrn Glaubenden alle Sünden vergeben und die Gerechtigkeit ihnen zugerechnet wird ‘um deines Namens willen, Herr’ (Ps 25,11), weil er gut ist, nicht aber wegen ihrer eigenen Verdienste, da sie auch nicht einmal verdient haben zu hören. Nachdem aber auf diese Weise das Herz durch den Glauben, der in seinem Namen besteht, gerecht gemacht ist, gibt ihnen Gott die Macht, Gottes Kinder zu werden, indem er bald durch den Heiligen Geist in ihren Herzen wohnt, und dieser weitet sie aus durch die Liebe und versöhnt sie und macht sie heiter, zu Täufern aller guten Werke und zu Siegern über alles Bösen, ja auch zu Verächtern des Todes und der Hölle. Hier hören zugleich alle Gesetze auf und alle Werke der Gesetze: alle Dinge sind frei, erlaubt, und das Gesetz wird durch den Glauben und die Liebe erfüllt.“⁴

⁴ WA 2, 490, 10ff.

So schlage ich drei Themen für das weitere Gespräch über Gottesdienst als Heilsereignis vor:

1. Die *verba institutionis*: Herrenwort oder Gemeindebildung?
2. Wie sind Gottes Wort und Menschenwort zu unterscheiden, besonders im Blick auf den Gottesdienst und seine Gestaltung?
3. Name und Gegenwart Gottes im Gottesdienst.

Diskussion, Teil 3

Seraphim, Nürnberg:

[. . .] Ich habe den Eindruck, dass Ihre Ausführungen zu den Einsetzungsworten liturgiegeschichtlich sehr schwierig darzustellen sind. So weit ich aus Paulus und auch aus Markus lese, ist das *εὐχαριστεῖν* das entscheidende Element in der Eucharistie; und die Kirche hat seit dem 3. Jahrhundert mit Recht die Einsetzungsworte in die Eucharistiegebete eingegliedert. Im Grunde genommen ist dabei auch innerhalb des Eucharistiegebetes das Gegenüber des Wortes Christi zu dem, was die Gemeinde tut, erhalten geblieben. Ich kann nicht sehen, dass hier das Wort Christi in ein Gemeindegebet aufgelöst wird, bleibt es doch als Wort Christi allen Gemeindegliedern deutlich bewußt. Wenn das Eucharistiegebet insgesamt an Gott-Vater gerichtet ist und trotzdem verkündigende, verheißende Elemente an die Gemeinde enthält, entspricht das seinem Charakter als Bekenntnis, als „Homologie“. Hier antworten Vorsteher und Gemeinde im Lobpreis auf die Heilstat Gottes in Christus (anabaptischer Aspekt), und *zugleich* wird diese Heilstat erneut als verheißendes Wort Gottes an die Gemeinde hörbar und verkündet (katabaptischer Aspekt).^{*} Letztlich hat alles Handeln der Kirche einen antwortenden Charakter, der auf der vorgängigen Gnade Gottes beruht [. . .].

Slenczka, Erlangen – Rîga:

[. . .] Ich habe erhebliche dogmatische Bedenken, wenn man aus einer traditionsgeschichtlichen Betrachtungsweise meint folgern zu müssen, dass die Einsetzungsworte als authentische Herrenworte unwahrscheinlich erscheinen. [. . .] Das ist jetzt gar nicht die Frage, wie diese Worte in das Gemeindegebet integriert sind, sondern: Wie wurde die Authentizität der Herrenworte tradiert? Dass damit natürlich alles, was sakramentale Praxis und Lehre betrifft, aus den Angeln gehoben werden kann – und das betrifft sämtliche Kirchen –, das müssen wir sehen. Deshalb habe ich eben hier auch meine Frage formuliert: Es kann ja sein, dass es einen Konsens gibt, indem gesagt wird, dass nur die Überlieferungsgeschichte zur dogmatischen Norm erhoben wird [. . .].

Schilson, Mainz:

Sie haben sehr skeptisch von einer Selbstdarstellung der Gemeinde als Gefahr gesprochen, ich sehe das nicht so. Wenn christliche Gemeinde sich selbst ausdrückt und darstellt, dann tut sie das immer im Geiste Christi. Sie setzt das Gründungsereignis in Jesus Christus

^{*} Vgl. zu Eucharistiegebet als Bekenntnis: H.-Ch. SERAPHIM, Meßopfer und Eucharistie – Weg und Irrweg der Überlieferung. In: KuD 44 (1998) 238–273, hier 264f; zum Standpunkt von Reinhard Slenczka: Herrenwort oder Gemeindegebet, ebd. 275–284 und die Replik von H.-Ch. Seraphim ebd. 285–289.

bewusst voraus, und insofern ist in dieser Selbstdarstellung die feste gläubige Zustimmung zu der Verbindlichkeit des Grundes, der in Christus gelegt ist, integral enthalten. Damit kommt die Differenz, die Sie aufbringen, letztlich nicht mehr zum Tragen, sondern: Christliche Gemeinde setzt sich im Rezitieren einer angeblich maßgeblich wirklich auf Christus zurückgeführten Abendmahlstradition selbst noch einmal im Geiste den Herrn voraus als ihren unverfügbaren Herrn. Diese „Selbstdarstellung“ ist also ein Schreckwort, verzeihen Sie, nicht Ihr Schreckwort, sondern das ist einfach missverständlich, weil es scheinbar eine autarke Handlung signalisiert, in Wahrheit aber ist es die absolute Unterordnung: Es ist die kommunikative Handlung der Eucharistie, in der die Kirche im Zitat der Herrenworte – wie immer es nun um die Überlieferung bestellt ist – sich nicht als selbstmächtig versteht. [. . .]

Schmidt-Lauber, Wien:

Ich bin etwas erstaunt über diese Diskussion, denn es handelt sich bei den Einsetzungsworten doch um einen vierfach im Neuen Testament tradierten Bericht, um das Urgestein der Überlieferung überhaupt. Wenn wir an authentische Worte Jesu herankommen können, dann ist das wohl hier! Ich möchte eine Parallele zu dem anderen Urgestein ziehen, zu der Auferstehungsüberlieferung: Wenn das nicht authentisch auf Jesus zurückgeht, dann bricht alles zusammen.

Der Gegensatz von Herrenwort und Gemeindegebet, wie er etwa von Dorothea Wendebourg vertreten wird, ist eine Fiktion, die im Protestantismus derzeit um sich greift und verheerende Auswirkungen hat, schon etwa im Votum des Theol. Ausschusses der VELKD zur Erneuernten Agenda. Die ursprüngliche ökumenische Weite und der Anschluss an liturgiewissenschaftliche und exegetische Forschung wird weitgehend negiert, und zwar mit einer dogmatischen Vorentscheidung, dass nämlich die Abendmahlsworte in sich selber ausschließlich Verkündigung seien. Dass sie auch konsekrieren, sei ein Nebeneffekt der Verkündigung [. . .]. Die Traditionsgeschichte, und das ist unstrittig, sagt uns, dass der Ort des Einsetzungsberichtes nicht die Liturgie gewesen ist, sondern – zumindest in den ersten beiden Jahrhunderten – die Mystagogie, die auf das Mahl hinführende Predigt [. . .]. Im 3. Jahrhundert, endgültig im 4. Jahrhundert nimmt die Kirche den Einsetzungsbericht hinein in die Abendmahlsliturgie. Jetzt stellt sich die Frage, was war denn vorher?

In der frühen Kirche bewirkte das gehorsame Handeln gegenüber dem gesamten Auftrag, den Christus uns gegeben hat, die Konsekration, ohne dass ein Moment, etwa das Sprechen der Konsekrationsworte bzw. die Epiklese eigens hervorgehoben wurde. Ich glaube, dass die Kirche – und da ist die Lima-Erklärung wirklich in die Zukunft hinein gestoßen – mit der Rückkehr zu den Ursprüngen jetzt wieder die Einheit findet und auch zur Sache selber hinfindet.

Dass uns der Mund verboten wird im Abendmahl, und nur noch die Einsetzungsworte rezipiert werden dürfen als magische Konsekrationsformel, ist eben eine schreckliche Konsequenz, die die Reformation aus spätmittelalterlicher Theologie und Frömmigkeit gezogen hat und die zwar in der Theologie beseitigt worden ist, aber in unserer Gottesdienstgestalt erst noch überwunden werden muss.

Siebenrock, Innsbruck:

Meine Frage schließt auch an das an, was vorher von Ihnen, Herr Schilson, gesagt worden ist: Implizieren Ihre Ausführungen nicht eigentlich eine ganz bestimmte ekklesiologische Valenz? Denn tatsächlich muss man sagen: Diese hermeneutischen und theologischen

Grundprobleme sind offensichtlich nicht zu lösen. Hat das, was gesagt worden ist, dann sozusagen einfach Bekenntnischarakter, oder verlangt es nicht – ähnlich dem, was einmal Semmelroth über Ur- und Grundsakrament gesagt hat – die Valenz der Kirche, die dann höher anzusetzen ist als die traditionsgeschichtlichen Probleme? [...] Also: Impliziert nicht das, was Sie sagen, eine stärkere Ekklesiologie? Man müsste bei unserer Grundfragestellung auch sehr deutlich bestimmen, welche Bedeutung Kirche für die Verkündigung des Gottesdienstes als Heilsereignis hat.

Meßner, Innsbruck:

[. . .] Ich glaube, wir stimmen alle darin überein, dass die Einsetzungsworte der Kirche insofern gegenüberstehen müssen, als sie Teil des apostolischen Evangeliums sind, das die Kirche begründet und trägt [. . .]. Ein Problem können sie aber wohl dann sein, wenn sie eben Herrenworte im Sinn von „Worte des historischen Jesus“ sind, die er tatsächlich selbst beim Letzten Mahl vor seinem Tode gesprochen hat. Wenn nun diese Einsetzungsworte Gemeindebildung sind, bedeutet dann dies, dass sie der Gemeinde als Begründung des Evangeliums nicht mehr gegenüberstehen? Aber was ist dann Gemeindebildung? Was ist die apostolische Tradition, also die Kirche begründende Tradition, was ist das Evangelium? Ist das abgeschlossen mit dem Tod Jesu, und ist alles schon in den historischen Worten und Taten Jesu beschlossen, oder gehört dazu nicht auch wesentlich die pneumatische, also vom Heiligen Geist verursachte Deutung auch des historischen Faktums nach Ostern? Also ich persönlich kann da keine apodiktische und kategorische Aussage machen, ob die Einsetzungsworte historische Worte Jesu sind oder nicht. Ich sehe aus geschichtlichen Gründen – vor allem aus der Geschichte der Kultmahlfeier der frühesten Christenheit – mancherlei Schwierigkeiten, die Einsetzungsworte Jesus in den Mund zu legen. Ich stelle aber damit keineswegs in Frage, dass sie vorgegebene, die Gemeinde begründende Worte Jesu sind.

Slenczka, Erlangen – Riga:

[. . .] Zum Stichwort „Selbstdarstellung“: Ich kann mich durchaus dazu verstehen, sie als eine pneumatische Größe zu sehen [. . .]. Mein Problem bei dem negativen Gebrauch von „Selbstdarstellung“ ist aber der Subjektwechsel. Wo ist das Kriterium zur Unterscheidung dessen, was ursprünglich eingesetzt ist und was von der Gemeinde selbst entwickelt wird? Ich habe dabei also nicht bloß irgendwelche theoretischen Dinge vor Augen, sondern das Wuchern des Gottesdienstes, der sakramentalen Weihen, Segnungen und ähnliches mehr, dafür gibt es ja ein natürliches Bedürfnis im Menschen [. . .]. Hier wird man nun sagen müssen, dass das Kriterium für die Unterscheidung immer die Einsetzung durch den Herrn ist [. . .]. Sakramentenlehre muss immer unterscheiden und restriktiv sein, und deshalb ist es meines Erachtens nicht bloß eine Frage der Unverfügbarkeit dessen, was Gott ist und tut, sondern auch der Unterscheidbarkeit zwischen dem, was – auf der einen Seite – Gottes Wille, Wort und Einsetzung ist, und was – auf der anderen Seite – Gehorsam und Empfangen des Menschen ist, sonst wird der Gottesdienst zur Schwärmerei. [. . .]

[Zur Anfrage von Schmidt-Lauber:] Mein Hauptproblem ist gar nicht die Zuordnung von Herrenworten und Gemeindegebet, sondern es bezieht sich auf den weiteren Zusammenhang der Unterscheidung und Zuordnung von Herrenwort und Menschenwort. Was sind eigentlich die Kriterien? Es ist also eine Frage des Schriftprinzips, die hier bewegt. [. . .]

Nach meiner Auffassung ist es [...] der Hinweis auf das Gericht, das Essen zum Gericht und zum Heil, das man hier bedenken muss [...].

Es ist mindestens bis in die Reformationszeit allgemeiner Konsens, dass der Priester bei der Konsekration die Worte Christi spricht bzw. mit den Worten Christi spricht. [...] Dass die Einsetzungsworte plötzlich im 4. Jahrhundert eine konstituierende und konsekrierende Bedeutung bekommen haben sollen, die sie vorher nicht hatten, das glaube ich einfach nicht. [...]

[Zur Anfrage von Siebenrock:] Sie haben natürlich völlig recht, dass es hier um eine eklesiologische Valenz geht, die ich aber von der Heiligen Schrift als Wort Gottes her bestimmen würde. [...] Ich würde also sagen, dass nicht das Amt das Kriterium ist, sondern die Mittel, die dem Amt zur Verwaltung übertragen sind.

[Zur Anfrage von Meßner:] Bei der Alternative oder beim Gegensatz Herrenworte und Gemeindegebet geht es nicht bloß um eine Frage der liturgischen Ordnung, sondern es ist hier mehr noch auf diese klassische Unterscheidung zurückzukommen, die wir alle kennen, die Unterscheidung von der „necessitas“ und der „solemnitas sacramenti“. „Necessitas“ bezeichnet ja das, was das Sakrament konstituiert [...], während „solemnitas“ die feierliche Ausgestaltung ist [...].

Lies, Innsbruck:

[...] Ich könnte mit dem Begriff „Selbstdarstellung“ sehr gut etwas anfangen, ohne da in jene Schwierigkeiten zu kommen, dass das Selbst zu arg bedroht werde, und zwar gerade unter dem Stichwort „creatura verbi“. Denn gerade dort, wo die Kirche ganz unter dem Wort steht, wird sie auch sie selber. [...] Für mich ist Liturgie im positiven Sinn immer jene Wirklichkeit, in der sich das Wort Gottes in der Kraft des Heiligen Geistes selbst darstellt, und zwar in Gemeinschaft. [...]

Haunerland, Linz:

[Zur „necessitas“ und „solemnitas sacramenti“:] Besteht das Problem nicht auch darin, dass wir unsere Sakramenten- und Liturgietheologien im Prinzip von einer – womöglich noch kanonistisch festgelegten – „necessitas sacramenti“ her entwickelt haben, und die „solemnitas“ nicht als integralen Bestandteil des Sakramentes, sondern eben nur als Ausschmückung angesehen haben? [...] Das ist, glaube ich, genau das Problem, das auch hier in der Frage des Hochgebetes und der Herrenworte tatsächlich bereits seit Ambrosius prägend geworden ist und – in einer bestimmten Form dann – verengend gewirkt hat, und wovon ich eigentlich auch gedacht hätte, wir wären – zumindest einmal liturgietheologisch – ein Stück weiter.

Plank, Würzburg:

[...] Im Judentum wollte man lange Zeit nach außen hin nicht preisgeben, was im Gottesdienst geschieht und gesagt wird, also keine Fixierung von Gebeten oder von Abläufen. Das ist nun auch für das älteste Christentum ein Erbe, das müssen wir immer im Auge behalten, wenn wir etwa das Neue Testament auf Liturgie hin befragen. Das frühe Christentum will darauf explizit keine Antwort geben, es will offenkundig genauso wie die jüdische Mutter diese Dinge einfach durch den Vollzug weitergeben, ohne ihn zu verschriftlichen. [...] Kein neutestamentlicher Autor will uns eine Agende an die Hand geben, und es bleibt auch noch längere Zeit so. Natürlich gibt es dann liturgische Dokumente aus dem 2./3. Jahrhun-

dert, aber sie stammen fast immer aus irgendwelchen Gruppierungen, deren Identität zweifelhaft ist. Ich denke etwa an die Didache: Natürlich haben wir hier etwas in der Hand, aber woher stammt das? Und in gewisser Weise trifft das sogar noch auf die *Traditio apostolica* des Hippolyt zu. [. . .]

Zweitens kann ich mir nicht vorstellen, dass der Einsetzungsbericht, der uns ja mehrfach im Neuen Testament überliefert ist [. . .], einfach innerhalb weniger Jahre von der christlichen Gemeinde erfunden wurde. [. . .] Ich gehe davon aus, dass er tatsächlich auf den Herrn selbst zurückgeht [. . .]. Eine andere Frage ist die, welche Rolle diese Einsetzungsworte im christlichen Gottesdienst von Anfang an gespielt haben. Das ist eine Frage, die nicht ohne weiteres beantwortet werden kann, [. . .] In den frühen sog. syrisch-antiochenischen Anaphoren haben die *Verba testamenti* ihren selbstverständlichen Platz, aber sie sind dort ohne jeden Zweifel Erzählung, Haggada [. . .].

[. . .] Sie können nicht davon ausgehen, dass der *Canon Romanus* oder das, was die Reformation davon übrig gelassen hat, die Norm wäre, und alles andere irgendwelche Seitenströme, die man vielleicht auch duldet [. . .].

Auf der Maur, Wien:

[. . .] In allen eucharistischen Gebeten vor dem 3./4. Jahrhundert gibt es keine Einsetzungsberichte – eucharistisches Gebet ist Gebet der Gemeinde. [. . .]

Zweitens zur Funktion der Einsetzungsberichte: Einer der ältesten Textzeugen, bei dem wir einen Einsetzungsbericht finden, ist [. . .] die *Traditio apostolica*. Aber dort ist er nicht einfach als Konsekrationswort zu verstehen, sondern wir müssen ihn in einem konkreten Zusammenhang sehen: Der Einsetzungsbericht ist nämlich einer der Gründe, warum die Gemeinde Dank sagt, das heißt: er ist Gebetselement und nicht vom Himmel „heruntergefallene“ Konsekration. [. . .] Es gibt selbstverständlich eine andere Tradition, derzufolge der Einsetzungsbericht eingebunden ist in eine konsekratorische Epiklese, wie wir das heute nennen [. . .], beispielsweise der verfemte oder hochgepriesene *Canon Romanus* [. . .]. Erst das Mittelalter, das Hochmittelalter, macht aus diesem Text einen Konsekrationstext, weil man in der Frühscholastik damit angefangen hat, das Kausalitätsprinzip als einziges Prinzip hier anzuwenden. [. . .]

Aber zweitens zurück zu Ambrosius: [. . .] In seinem Traktat „*De fide*“ gibt es im 5. Kapitel eine Stelle, wo er sagt, dass „*per verba orationis*“ konsekriert wird und nicht „*per verba sacerdotis*“ oder eben durch einen Einsetzungsbericht. Das heißt, Ambrosius hat noch ganz klar das Bewusstsein: Das Hochgebet als Ganzes ist konsekratorisch.

Bieritz, Rostock:

Kann man beim liturgischen Vollzug immer strikt unterscheiden zwischen Verkündigung und Gebet? „Allmächtiger, ewiger Gott, du hast dein Volk aus der Knechtschaft geführt ...“, ist das keine Verkündigung? Oder: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit“, ist das keine Verkündigung? Nach meiner Überzeugung geschieht Verkündigung unter der glaubenden Antwort der Gemeinde, und die glaubende Antwort der Gemeinde wird zur Verkündigung. Man muss zwar die Aspekte von Wort und Antwort unterscheiden, das ist ganz klar, aber das kann man im liturgischen Vollzug nicht in der Art auseinanderdividieren, dass man sagt: Hier endet das Gebet, und jetzt beginnt das Wort, das geht nicht. [. . .]

Noch etwas zu einem anderen Thema, nämlich zu „necessitas“ und „solemnitas“. Ich hatte als Vikar einen lettischen Pfarrer als Mentor, [. . .] und – da ich noch nicht taufen durfte – war ich einmal bei einer Taufe des Pfarrers dabei, und er hat alles nach der Agende gemacht: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ – nur das Wasser hat er vergessen [!]. Ich gehe dann nach der Taufe zu ihm und sage: „Sie haben bei der Taufe kein Wasser verwendet.“ – „Ja“, sagt er, „das habe ich vergessen, aber lieber Bruder, Sie wissen doch, wie es bei Luther heißt: ‚Wasser tut’s freilich nicht‘“ [!]*. [. . .] Da ist mir deutlich geworden, wo das hinführt, diese Engführung auf die „necessitas“ und auf das Wort.

Häußling, Maria-Laach:

Ja, Herr Slenczka, das war sehr interessant, aber ich komme mit dieser Weise des Denkens nicht zurecht, das muss ich ganz ehrlich sagen. Für mich ist es ein Grunddatum, dass die Kirche mit Pfingsten in Erscheinung tritt [. . .]. Sie sagen: Prüft die Geister, ob sie aus Gott sind – nur: Woran werden die Geister geprüft? [. . .] Wir haben den Ursprung des Herrenmahls viermal im Neuen Testament, aber nicht als Modell der Eucharistiefeier. Wir haben in der ganzen Alten Kirche keine einzige Eucharistiefeier, die sich an dem Modell des Abendmahls orientiert. [. . .] Ist Ihr Anliegen, Wort und Gemeindegebet auseinanderzuhalten, nicht besser in der Grundstruktur der Messfeier aufbewahrt, die wir zum ersten Mal bei Justin so explizit haben, [. . .] als bei dieser historisch doch sehr schwierigen Sache, die das Grunddatum des Pfingstgeschehens als Gründung der Kirche in Misskredit zu bringen scheint?

Schmidt-Lauber, Wien:

Ich gehe noch einmal zurück auf die Alternative: Herrenwort oder Gemeindegebet. In diesem Herrenwort, das ich als authentisch nehme, sehe ich auch den Auftrag, Dank zu sagen.

Insofern steht die Isolation der Einsetzungsworte, die unsere evangelische Theologie weithin vertritt, auf einem hoffnungslosen Abstellgleis, weil sie weder inhaltlich oder theologisch noch historisch begründbar ist, und weil sie die Ansätze, die wir vor allem durch die Anamnesisforschung in unserem Jahrhundert erhalten haben, nicht mehr aufnimmt, dass nämlich im Lobpreis Gottes für seine Heilstaten diese gegenwärtig werden. Wenn wir den Inhalt der „verba testamenti“ als „summa evangelii“ begreifen, dann kommen wir gerade logisch zu einer Danksagung, in die dann auch die Einsetzungsworte integriert sind. Das heißt, das Eucharistiegebet ist für mich unentbehrlich und zentrales Kennzeichen der Eucharistiefeier der Gemeinde. Das Herrenwort führt uns zum Gemeindegebet, nämlich zur Danksagung und trägt uns auf, dieses zu integrieren.

Pacik, Innsbruck:

Die Allgemeine Einführung des Römischen Messbuchs recurriert in Nr. 48 auf das Tun Jesu im Abendmahl: „Christus nahm das Brot und den Kelch, sprach den Lobpreis, brach das Brot und reichte beides seinen Jüngern mit den Worten: Nehmt, esst und trinkt, das ist mein Leib, das ist der Kelch meines Blutes. Tut dies zu meinem Gedächtnis. Die Kirche hat die Handlungen der Eucharistiefeier so geordnet, dass sie diesen Worten und Handlungen Christi entspricht.“ Es wird der Anspruch erhoben, dass genau diese in der Eucharistiefeier

* Gemeint ist die Stelle aus dem 4. Hauptstück von Luthers Kleinem Katechismus: „Wasser tut’s freilich nicht, sondern das Wort Gottes, das mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, der solchem Worte Gottes im Wasser traut. [. . .]“ [Anm. d. Red.]

aufgegriffen werden: Nehmen – Gabenbereitung; Danksagen – Eucharistiegebet, Austeilen und Essen – Kommunion. Auch das Messbuch beruft sich also auf das Neue Testament und behauptet nicht mehr und nicht weniger, als dass die Kirche in der Messfeier den Auftrag Jesu authentisch ausführt.

Bürki, Neuchâtel:

Ich möchte die Verba testamenti und ihre Einordnung in das Gemeindegebet mit der Frage verbinden, die wir am Anfang unseres Gespräches gestellt haben: Gottesdienst als Heilsereignis? Was auch immer wir jetzt noch zu sagen haben, jedenfalls ist für mich dieses Wort des Herrn ein Hinweis darauf, eine Erinnerung daran, dass der Gottesdienst Heilsereignis ist – unter der Voraussetzung, dass er eben nicht unsere Veranstaltung, sondern wirklich eine Gabe dieses Herrenwortes darstellt.

Siebenrock, Innsbruck:

Ich möchte auf etwas hinweisen, was eigentlich die Offenbarungskonstitution „Dei Verbum“ des II. Vaticanums ausmacht: Es geht ja meiner Ansicht nach nicht darum, zunächst zu fragen, wer was gesagt hat, vielmehr liegt die Qualität dieser Worte darin, dass das Leben, der Tod und die Selbsthingabe Jesu Christi ausgedrückt werden. In diesen Abendmahlsworten geschieht ja nicht irgendein Wort, sondern hier verdichtet sich noch einmal die Tat Jesu Christi selbst. Es kommt ja darauf an, mit dieser Existenz Christi eins zu werden. [. . .] Man müsste doch noch einmal deutlich sagen, was in diesem Kontext dann Glaube bedeutet. [. . .] Das II. Vaticanum unterscheidet sehr deutlich zwischen der Offenbarung der Person Jesu Christi und dem authentischen Zeugnis von ihm.

Ehrensperger, Niederuzwil:

[. . .] Es gibt in der Praxis der Zwinglischen Tradition vier Wege, wie man mit dem Problem der Selbstkritik des betenden Menschen und der Angst, dass ich richtig bete, fertig zu werden versucht. Ich möchte diese vier Wege ganz kurz darstellen.

– Der erste Weg zeigt sich in den Kirchenliedern, wo das Problem selber angesprochen wird. In vielen Kirchenliedern gibt es Strophen, in denen der Mensch seiner Grenzen vor Gott ansichtig wird und das auch irgendwie formuliert: „Du bist der Große, der zu Ehrende, ich aber bin ein kleiner Wurm, ich bin ein Nichts“. Auch in Gebeten der Offenen Schuld, also des kollektiven Schuldbekenntnisses, wird diese Thematik zum Teil angesprochen.

– Ich stelle zweitens fest, dass in der protestantisch-nachreformatorischen orthodoxen Phase die Gefahr bestand – vielleicht auch motiviert durch dieses Problem – dass die Gebete zunehmend in Belehrung umschlagen, dass man also so etwas wie eine Verdrängung dieses Problems versucht hat, indem man die Gebete als Informationen verstanden hat, in denen eben Belehrung, Bekenntnis, Dogmatik, Glaubensinhalt formuliert wurde. Ich nenne das einen Verdrängungsvorgang.

– Der dritte, ganz andere Weg, der vor allem im Pietismus zu beobachten ist, ist der Rückzug auf die Stille. Man kann gar nicht mehr aussprechen, was man im Gebet sagen möchte. Der Extremfall dieses Weges sind die Quäker [. . .].

– Der vierte Weg, den ich theologisch als allein legitimen Weg betrachten würde, das ist der ganz bewusste Versuch, [. . .] die Gebete anderer, der Väter, die Gebete der Psalmen, das Gebet Jesu nachzusprechen, vielleicht auch in der Form der Paraphrase.

Harnoncourt, Graz:

Ich hätte gerne zu einem Satz aus Ihrem Referat etwas gefragt, und zwar im Zusammenhang, wo von Wort und Bild die Rede war.* [. . .] Ich habe den Eindruck, dass wir im Zusammenhang mit Wort und Bild etwas auseinanderdividieren und auf diese Weise zu Missverständnissen kommen. Sehe ich es richtig, dass es eine Parallele gibt zwischen „Du sollst den Namen Gottes nicht nennen“ und: „Du sollst dir von Gott kein Bild machen“? Doch wenn Gott sich selber offenbart und er uns selber ein Bild gibt, dürfen wir nehmen, was er gibt. Insofern ist gar nicht das Wort gegen das Zeichen auszuspielen, sondern Wort und Zeichen sind gegeben, denn in der Inkarnation ist *das Wort Fleisch geworden* und der Unsichtbare in Jesus sichtbar geworden, aber zugleich verhüllt geblieben. So meine ich, dass auch das Auseinandernehmen von Wort und Sakrament irgendwo methodisch nicht stimmt. Nach Augustinus ist das Wort „sacramentum audibile“ und das Sakrament „verbum visibile“.

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Ich kann zur Klärung kurz zitieren, was ich gesagt habe, und da ich ausdrücklich gesagt habe, dass ich das hier nicht alles entfalten kann, ein paar Erläuterungen dazu geben, damit hier keine Missverständnisse entstehen.

Es handelt sich um den zweiten Punkt im Gottesdienst, ich habe hier Folgendes gesagt: Dass Gott seinem Volk im Wort begegnet und nicht im Bild oder in der Erscheinung von Erschaffenem, ist das unterscheidende Merkmal der Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk [. . .]. Das Bilderverbot und seine biblische Erklärung, ein Kommentar in Deuteronomium 4, hat dafür eine grundlegende Bedeutung. Dass also das Volk erinnert wird an die Erscheinung am Sinai, es hat keine Gestalt gesehen, sondern nur das Wort gehört. Das Wort ist die spezifische, unterscheidende Gemeinschaft Gottes mit seinem erwählten Volk. Sie sollen sich also nicht Gottesbilder machen aus dem Geschaffenen [. . .] und dann heißt es weiter: „dies hat Gott den anderen Völkern gegeben, euch aber ist er im Wort begegnet“. Das zweite, was dazu zu sagen ist, dass nämlich Jesus Christus der fleischgewordene Logos ist, bleibt gerade in der Vielfalt der Unerschöpflichkeit der Bedeutung dieses Wortes zu bedenken. [. . .] Der Skopus ist ja auch immer, dass wir gleichgestaltet werden dem Bild Gottes. Und da muss man einmal sehen, dass es ja nicht bloß Anschauung, sondern gleichzeitig auch Neugestaltung/Neuschöpfung ist. Wogegen ich mich an dieser Stelle abgrenze, das betrifft noch nicht die Namen Gottes, [. . .] sondern die – meines Erachtens – unangemessene Weise, in der immer wieder – auch in der theologischen Fachliteratur – von Gottesbildern gesprochen wird. [. . .] Da wird ja immer Geschaffenes in Gott hineingetragen und nicht von der Offenbarung ausgegangen. Wenn Sie einmal überlegen, sich dann Gott auch mütterlich vorzustellen und anzureden, also neben „Vater unser“ auch „Mutter unser“, [. . .] dann wird wiederum deutlich, dass nicht mehr das Wort Kriterium für die liturgische Praxis ist, sondern menschliche Erfahrungen. Das ist nicht eine Frage der Bezeichnung, sondern eine Frage der Offenbarung.

Harnoncourt, Graz:

Es muss doch auch eine Bedeutung haben, wenn schon im Schöpfungsbericht der Mensch als Bild Gottes gilt, aber nicht als ein von Menschen gemachtes, sondern ein den Menschen gegebenes. Ich meine, es gibt doch überhaupt keine Gottesrede, die nicht anthropomorph ist.

* Vgl. oben S. 44.

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Ja, der Mensch ist als Bild und Gleichnis Gottes geschaffen, das setzt ja dann auch die Erneuerung des Menschen zum Bilde Gottes durch Christus voraus. [. . .] Außerdem ist in Genesis 1,26 nicht einfach bloß die Rede von „Darstellung“, sondern – ich formuliere es gerne so – der Mensch ist von Gott geschaffen, er ist wie Gott, aber er ist nicht selbst Gott. Das ist also eine seinsmäßige Distinktion [. . .]. Das lässt sich nicht einfach überführen in die Wünsche der Darstellung, Erfahrbarkeit, Anschaulichkeit [. . .].

Schilson, Mainz:

Die Offenbarung selbst hat mütterliche Züge Gottes [. . .]. Ich glaube, das ist etwas, was man aus vielen Gesprächen mit Frauen [. . .] wahrnehmen muss. Das gehört zu jenen Wahrnehmungen, gegen die ich mich vielleicht auch selbst sperre. [. . .] Ich glaube, die Instanz, [. . .] dass das in der Präsentation des Bildes nicht offenbarungskonform sei, das kann man so nicht sagen. [. . .]

Praßl, Graz:

Um an die verdrängten Themen der Theologie anzuschließen: Zentrale Texte des Weihnachtsfestes haben in der römischen Liturgie zweifellos diese mütterliche Bildsprache, etwa: „ante luciferum ex utero genui te“, das ist doch eindeutig.

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Das sind natürlich heikle Punkte gegenwärtiger theologischer Auseinandersetzungen. Ich bitte Sie, dabei bloß Folgendes zu bedenken: Das eine ist ein Gleichnis, und das andere ist ein Name. „Vater“ ist Name Gottes, und damit kommt das Sein Gottes zum Ausdruck in der Beziehung von Vater und Sohn. Wenn man das durch Mutter ersetzt, dann mögen zwar alle möglichen Bedürfnisse befriedigt sein, aber die Offenbarung ist durch einen Naturalismus ersetzt. [. . .] Ich halte das wirklich für einen Grundfehler, das möchte ich in aller Deutlichkeit sagen. [. . .] Der Name Gottes hängt mit dem Sein und der Relation zusammen, und das muss man einfach unterscheiden, sonst kommt man ja in die abenteuerlichsten Konsequenzen, die heute weit verbreitet sind, aber meines Erachtens sind das theologische Denkfehler.

Praßl, Graz:

Wie deuten Sie dann die Bildsprache im 110. Psalm? Im Psalmvers, auf den ich eben angespielt habe – ich meine natürlich nicht die hebräische Tradition, sondern die der Septuaginta, die für die Liturgie zentral geworden ist –, heißt es: „Tecum principium in die virtutis tuae: in splendoribus sanctorum, ex utero ante luciferum genui te.“ In der Einheitsübersetzung: „Dein ist die Herrschaft am Tage deiner Macht, [wenn du erscheinst] in heiligem Schmuck; ich habe dich gezeugt noch vor dem Morgenstern, wie den Tau in der Frühe.“ Das hat natürlich nichts mit dem lateinischen Text zu tun. Die Tradition der Septuaginta bzw. Vulgata ist jedoch nach wie vor da, und sie bringt für die theologische Interpretation der Präexistenz-Christologie einen zentralen liturgischen Text.

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Aber von der Sprachform her ist das selbst in der Vulgata-Formulierung eindeutig Gleichnis, das ist nicht Name, das ist eine ganz andere Art der Diktion.

Auf der Maur, Wien:

Ich sehe da doch eine Schwierigkeit, wenn man in die Bibel – vor allem ins Alte Testament – Ontologie und Sein usw. hineininterpretiert. Also ich meine, das kann man natürlich, wenn man von der Scholastik weiter zurückschaut, man muss sich aber dann dieses hermeneutischen Zirkels klar bewusst sein. Wir können die Frage ja auch umgekehrt stellen: Andere Gottesnamen, die etwa in Exodus offenbart sind – sind nicht auch das Vorstellungen, die die inspirierten Autoren aus der menschlichen Umgebung genommen haben? Auch wenn sie natürlich dann vom Geist Gottes aufgegriffen wurden, aber auch da ist zuerst im Offenbarungsprozess das menschliche Wahrnehmen und die menschlichen Bilder – nicht theologisch, aber im Prozess.

Siebenrock, Innsbruck:

Ich teile zunächst einmal die Aufmerksamkeit auf das Kriterium der Schrift, meine aber [. . .], dass sich das Frühsymbolon da doch vielleicht etwas naturalistischer gebärdet hat, wenn es den Vater mit männlichen und weiblichen Möglichkeiten ausstattet, nämlich: gezeugt, nicht geschaffen, aus dem Vater geboren vor aller Zeit. Da sind zwei Elemente drin. Welchem von beiden kommt dann das Sein zu?

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Das sind ja nun Abgrenzungen im arianischen Streit [. . .]. Der Sohn gehört nicht auf die Seite der Schöpfung, sondern auf die Seite des Vaters [. . .].

Häußling, Maria-Laach:

Muss man nicht auch die verschiedenen literarischen Arten beachten [. . .]? Wenn es heißt, dass Gott Mann und Frau ist, dann ist das ein Bildwort. Gerade bei den biblischen Bildworten [. . .] gelten andere Gesetze, weil die literarische Art anders ist.

Slenczka, Erlangen – Rīga:

Es ist natürlich ein brennend aktuelles Thema, das werden Sie alle empfinden, und vor allem werden Sie auch empfinden, was Dogmengegensätze sind. [. . .] Die Frage ist ja: Wie unterscheiden und erkennen wir eigentlich, was Gott in seiner Offenbarung ist, von dem, was menschliche Wünsche darstellen, die wir ja ständig eintragen [. . .]. Der an das Wort Gottes gebundene Gottesdienst ist sehr nüchtern. Er ist nicht blind, ist auch nicht sprachlos, aber er ist gebunden an das Wort Gottes und muss sich daran messen lassen. Wir lesen nicht den Text vor, sondern legen ihn aus, aktualisieren ihn [. . .].

Meßner, Innsbruck:

[. . .] Ich möchte anschließen an das, was Sie zuletzt gesagt haben: Wortgottesdienst ist sehr nüchtern, und ich möchte dazu erwähnen, dass mir sehr stark aufgefallen ist, wie Sie bei ihren Ausführungen im Impulsreferat über die Akklamationen im Wortgottesdienst gesprochen haben. Ich habe letztes Semester Vorlesungen über die Eucharistie gehalten, [. . .] und ich habe dabei über die rituelle Inszenierung des Wortgottesdienstes zu sprechen versucht [. . .]. Wortgottesdienst ist in einer Weise sicher sehr nüchtern, aber damit das Wort Gottes tatsächlich als Gottes Wort wahrnehmbar ist, dazu bedarf es einer gewissen „Inszenierung“. Das scheint mir eines der schwierigsten Probleme, die rituelle Inszenierung des

Wortgottesdienstes [. . .]. Ich habe natürlich auch in erster Linie auf die Akklamation abgehoben [. . .]. Ich möchte das jetzt nur als Thema präsentieren, ich weiß keine rechte Antwort, aber ich finde, das ist eine der brennendsten Fragen: Wort Gottes, Wortgottesdienst, zu inszenieren.

Schilson, Mainz:

Ich kann aus Erfahrungen berichten, die wir zu dieser Thematik anlässlich eines Symposiums in Andechs gemacht haben. Diese Zusammenkunft wurde mit einer Wort-Gottes-Feier eröffnet, in der folgendes Zeichen gesetzt wurde: [. . .] Es erging die Einladung, das Evangelium wie ein Kind in die Arme zu nehmen, ans Herz zu legen und die entsprechende Reverenz zu bezeugen. Ca. 120 Leute [. . .] sind also nach vorne gegangen und haben das getan. [. . .]

Wir nehmen das Brot und den Kelch in die Hand, aber wir nehmen das Wort nicht in die Hand und wir nehmen es auch nicht zu Herzen [. . .]. Bei dieser Wort-Gottes-Feier hat man aber gemerkt, da ist eine Inszenierung. Ob das jetzt überzeugt hat oder nicht, es geht nicht um den Gestus, ob der stimmig ist, sondern es geht darum, dass man offenbar doch noch ganz andere Weisen der Verinnerlichung oder der Akzeptanz schaffen kann, die [. . .] durchaus die Emotionalität in einer guten Weise ansprechen können, ohne damit das Wort Gottes zum Vehikel zu machen [. . .].

Plank, Würzburg:

Es ist für mich erstaunlich, was für Sie neu ist. Was Sie gerade erzählt haben, ist in unserer Kirche immer so gewesen und wird an jedem Samstagabend praktiziert. Das Evangelium nicht nur zu hören, sondern es auch im Buch zu verehren, [. . .] das ist für uns eine Selbstverständlichkeit, und war es von je her. [. . .]

Ich wollte eigentlich etwas anderes sagen, das in diese Richtung geht, nämlich über die Emotionalität. [. . .] Musik und Gesang gehören von Anfang an zum Gottesdienst der christlichen Kirche, [. . .] und überall, wo das Wort mit der Tonalität verbunden wird, steigert es natürlich auch die Emotionalität. An solchen immer neuen Liedern muss die früheste Christenheit enorm reich gewesen sein, das ist dann später jedoch „abgeholzt“ worden. Natürlich hat man das Wort gehört, sei es das geschriebene Wort oder auch – am Anfang – das noch nicht geschriebene Wort, es gibt ja die Kirche ohne Schrift, aber die Schrift nicht ohne die Kirche. Sache der Gemeinde ist es, darauf im Gesang und im Lied zu antworten. [. . .] Der Gesang scheint fast ein Charakteristikum des frühchristlichen Gottesdienstes gewesen zu sein, wie es etwa im Bericht von Plinius d. J. an den Kaiser Trajan zum Ausdruck kommt, wo er schreibt, dass sich da Leute treffen, die Lieder singen. Was ihnen als Außenstehenden damals am meisten aufgefallen ist, war, wie diese Leute Musik machen. Musik ist ganz wichtig, das gehört mit dazu, und dann ist es auch nicht mehr so nüchtern.

Praßl, Graz:

Auch ich halte die Inszenierung des Wortgottesdienstes bzw. der Verkündigung für ein ganz wesentliches Element. Ich möchte hier als einen ganz wichtigen Parameter das Prinzip Kantillation für die Textdarstellung hinzufügen, und zwar Kantillation als Proklamation. Das ist heute neben vielen rationalistischen Argumenten zur „Technik“ der Verkündigung untergegangen. Im Prinzip haben wir alle rituellen Möglichkeiten, die Wortverkündigung zu entfalten.

Harnoncourt, Graz:

Ich erinnere an die Inthronisation des Evangeliums bei allen Konzilssitzungen. Obwohl damals – beim II. Vaticanum – vom Wortgottesdienst noch gar nicht die Rede war, gehörte das selbstverständlich zum Konzilsritual, und ich weiß von Konzilsvätern, die das als besonders eindrucksvoll empfunden haben. [. . .] Ich meine, wir brauchen doch nicht zu suchen, wie wir inszenieren können. Das Sprechen aus der Schrift selbst ist eine Weise, das Wort zum Zeichen zu machen, also vom alltäglichen Wort abzuheben. Aber wie gehen wir mit den Büchern um? Wo wird das Lektionar in der Sakristei aufgehoben oder abgelegt? Holt man es vielleicht plötzlich irgendwo heraus und tut so, als ob es nun etwas ganz Besonderes wäre? Räumt man es nachher einfach wieder irgendwohin weg? Wenn man mit den Hostien so umgeht, dass man sie nach der Messe wieder wegräumt, weil man sie nicht mehr braucht, dann ist „Feuer am Dach“. Ich will jetzt nicht das Buch sakramentalisieren, aber es ist irgendwo verräterisch, wenn man unterscheidet: Wo die Zeichen Sakramente sind, da ist alles tabu, und wenn sie nur Zeichen sind, ist es nichts.

Slenczka, Erlangen – Riga:

Mir lag ja bei diesem Hinweis auf die Akklamation genau an diesem Punkt, als ich sagte: In den Rudimenten der Liturgie, die uns oft überhaupt nicht mehr in ihrer Funktion bewusst sind, ist erkennbar, dass die Begegnung mit dem Wort Gottes personal ist.

Introitus heißt „Kleiner Einzug“, das Wort Gottes kommt herein, und es wird als der gegenwärtige Herr von der Gemeinde akklamiert. Dasselbe beim Großen Einzug: [. . .] Wie beim Einzug Jesu in Jerusalem wird „Hosanna in der Höhe“ gesungen, „gelobt sei, der da kommt, im Namen des Herrn“, immer personale Gegenwart. Ich rufe das deshalb in Erinnerung, weil, wenn wir die Bibel einfach nur als Text der Vergangenheit nehmen, der zu aktualisieren ist, wir in Gefahr sind, nicht mehr die sakramentale Bedeutung des Wortes Gottes bzw. die personale Begegnung mit dem dreieinigen Gott in seinem Wort zu sehen. [. . .] Meistens versteht man es dann nicht mehr, und dann heißt es also, wie man oft in Gottesdiensten hört, „ich lese einen Text aus . . .“. Das ist völlig unsachgemäß, eine Neutralisierung von dem, was Heilige Schrift ist.

Haunerland, Linz:

Zur Frage der Inszenierung: Für mich viel beunruhigender wird es eigentlich, wenn ich mir die gottesdienstlichen Alltagsinszenierungen anschau, die ich landauf, landab sehe, die teilweise sogar mit viel Liebe gemacht werden. Welcher Glaube und welches Bild vom Gottesdienst zeigt sich darin? Stellt sich in diesen Inszenierungen nicht in der Tat noch einmal auf ganz andere Weise die Frage nach dem, was eigentlich Gottesdienst ist? [. . .] Was ist eigentlich die Frage, auf die wir eine Antwort suchen müssen, wenn wir nach der Theologie des Gottesdienstes fragen? Ist es noch die Rahnersche Frage, warum die Leute nicht zum Gottesdienst kommen, oder ist es nicht letztlich die Frage: Was denken eigentlich die Leute, und was sollen sie denken, wenn sie da Gottesdienst feiern? Warum scheinen sie zumindest in dem, was sie tun, permanent etwas anderes zu denken, als wir meinen, dass sie denken sollen?

Häußling, Maria-Laach:

Die Gesten um das Evangeliar stammen aus einer Zeit, als das Buch enorm teuer und eine große Rarität war [. . .]. Seitdem das Buch als Taschenbuch zur Wegwerfware geworden ist,

stellt sich neu die Frage: Wie inszenieren wir heute stimmig Evangelium? Im Grunde als Protest, dass es hier ein Buch mit einem Text gibt, der wertvoll ist, der gilt. [...] Heute, wo die Werbung alle vier Wochen etwas Neues formulieren muss, damit sie überhaupt noch gehört wird, wäre eigentlich eine Inszenierung zu suchen, die ein Protest gegen das Buch als Wegwerfware und gegen das Wort als Verbrauchsartikel ist. Da müssen wir neue Formen suchen, da reichen die alten nicht aus.

[...] Wir müssen stimmige Formen der Wort-Gottes-Präsentation finden [...]. Der Wortgottesdienst ist nie allein Verkündigung, dazu gehört immer auch das Bittgebet, das auf die Verkündigung reagiert. Wenn dies das Wort Gottes ist, wenn Gottes Wort mächtig ist, warum gibt es dann in der Welt diese vielen Sperren, die Gottes Herrschaft am Kommen hindern? [...]

Schilson, Mainz:

Ich wollte das unterstreichen, was Sie sagen, Herr Haunerland, ich glaube aber, dass es zwei Fragen sind, die gleichzeitig mit gleicher Intensität behandelt werden müssen: Auf der einen Seite werden wir uns neu ins Bewusstsein stellen müssen, was für uns Gottesdienst ist. Ich bin der Meinung, dass das auch hier im Kreis noch lange nicht so klar ist, wie es sein müsste. Wenn es bei denen nicht klar ist, die es auf einer relativ mittleren Bewusstseins-Ebene vollziehen, [...] wie soll es dann in der Lehre und in der Pastoral richtig vollzogen und vermittelt werden? Das muss man zunächst einmal feststellen. Ich denke, dass dessen Mitte auch nicht mehr so greifbar ist, wie es offenbar noch für Casel greifbar und benennbar war, ebenso wie es uns heute zumindest auch in den Sprachgestalten nicht mehr gelingt. Das wäre sicher die eine Aufgabe.

Die andere Aufgabe ist damit integral verbunden, denn in dem Maße, in dem wir wissen, was wir haben, werden wir die Rahnersche Frage [...] stellen. Dann werden wir ganz weit hinunterschauen müssen, was die Menschen bewegt, und wie sie sich bewegen lassen, das werden wir feststellen müssen. Das wahrzunehmen heißt dann zweitens es ernstzunehmen und zu fragen, ob das mit dem, was wir meinen feiern zu können, auch noch irgendwie im Inhaltlichen und im Strukturellen zu tun hat. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass hier eine Begegnung zustande kommt [...]. Ich bin von beiden Seiten her überzeugt davon: Von der Wahrnehmung des ganz Anderen und der bohrenden Frage, warum so viel Kult und Riten [...].

Siebenrock, Innsbruck:

[...] Wie kann der Gottesdienst „Heilereignis“ werden [...] im Verständnis der Gemeinde [...], und wie kann er sozusagen theologisch zugerüstet werden in Glaubensermutigung und Glaubensermöglichung, [...] das heißt, wie kann er zu dem werden, was wir, so hatte ich den Eindruck, als selbstverständlich voraussetzen [...]?

Ein bekannter Analytiker der Mediengesellschaft hat einmal gesagt, die „Buchgemeinde“ sei zu Ende, [...] in Zukunft regiere das Bild. Tatsächlich ist die Prägekraft von Bildern dermaßen stark, dass für viele Studierende – meiner Erfahrung nach – ein Text eine Wand ist. [...] Wie kann der Gottesdienst wirklich das werden – im Sinne von „realisieren“ – was wir ihm unterstellen [...]? Man kann ja nicht sagen, „jetzt kommt das Evangelium, seid ehrfürchtig“, sondern es muss so geschehen, dass man ehrfürchtig wird. Man kann einen Ritus nicht laufend erklären, das wäre ein Witz. Also wenn in der Osternacht die Kerze hereingetragen wird, und mir dann jemand erklärt, ich solle mich freuen, das ärgert mich schon. [...]

Plank, Würzburg:

[. . .] Wir haben noch nie einen Gottesdienst inszeniert, und wir werden auch künftig keinen inszenieren. Die Dinge, die vollzogen werden, sind seit Urzeiten selbstverständlich [. . .]. Jedenfalls eines will ich nicht tun: ich werde nicht anfangen zu erklären. [. . .]

Harnoncourt, Graz:

Ich nehme dies selbstverständlich zur Kenntnis, aber mich wundert, dass Sie sagen, in der orthodoxen Liturgie brauche es keine Erklärungen, denn die orthodoxe Liturgie besteht zu einem guten Teil aus Erklärungen. Es sind doch sogar in die liturgischen Texte Erklärungen eingegangen, nur sind diese liturgisiert worden. Was bei uns allegorische Messerklärungen waren, die man in Büchern lesen konnte, geschieht doch zu einem guten Teil – in der Chrysostomusliturgie, aber wohl auch in anderen – durch Gesänge, die das deuten, was zugleich geschieht. Als Zeichengeschehen ist die Feier selbst etwas Explikatives. Wenn die Feier selbst ihre Explicatio nicht mehr leistet, fügt man Texte hinzu, die explizieren, die manchmal sekundäre Ebenen hervorheben. Wenn man das auch nicht mehr versteht, weil der Text vielleicht fremd ist, schafft man zum Zeichen eine Erklärung und zu der Erklärung eine Erläuterung [. . .]. Ich bin auch dagegen, wenn zerredet und dumm das gesagt wird, was man ohnedies sieht, aber Liturgie und Erklärung greifen immer ineinander, das liegt in der Natur jedes Ritus!

Plank, Würzburg:

Das ist ganz klar. Ich habe auch gesagt, dass es vielleicht an der Zeit wäre, so etwas wie eine Semiotik im umfassenden Sinn des Wortes zu entwickeln, nämlich der gegenseitigen Deutung von Wort und Zeichen. [. . .] Es hat offenbar ein großer Umbruch stattgefunden, und er ist noch nicht zu Ende, aber irgendwann muss das wieder einmal zur Ruhe kommen. Ich denke, dass die Dinge einfach wieder Ritus im guten Sinne des Wortes werden sollen, wo man nicht jedes Mal neu mühsam darum ringen muss, wenn man sie vollziehen möchte.

Schilson, Mainz:

Was Sie zuletzt gesagt haben, zeigt ja, dass Sie inszenieren. Inszenieren hat nicht etwas damit zu tun, dass man gemeinsam Neues macht, sondern dass etwas, was vorgegeben ist, in Szene gesetzt worden ist [. . .]. Bei Casel findet sich die Rede vom Drama und von den Mithandelnden und Mitspielenden ohne Verkrümmung. Wir haben heute da offenbar unsere großen Schwierigkeiten, aber er hat es genau gesehen, was es ist. Es ist eben nicht einfach nur ein Zusammenhang des Wortes, es ist auch nicht nur ein Zusammenhang des Explikativen, sondern es ist ein Handlungszusammenhang, in dem Rollen gespielt werden, und in dem gewissermaßen, ich sage das jetzt einmal ganz salopp, ein Drehbuch, das – sehr personal strukturiert – vorgegeben ist [. . .]. Neue Wege der Inszenierung, das ist noch einmal ein anderes Thema, aber der Inszenierung als Gottesdienstgrundgeschehen, dem können wir überhaupt nicht als Phänomen entgehen, weil wir sonst die eigene Qualität dessen, was liturgisch geschieht, unterbieten. [. . .]

Plank, Würzburg:

Vielleicht ist es einfach eine Sprachfrage.